

See you later, alligator

Olga Hohmann

Der Ausdruck *See you later, alligator* entstand im frühen 20. Jahrhundert, als es in bourgeoisen Familien in Manhattan *trendy* war, seinen Kindern kleine Krokodile zu schenken, die dann an Leinen im Central Park spazieren geführt wurde, wie Hunde. Weil die Krokodile die Kinder aber regelmäßig bissen und die Eltern, bzw. die Nannies, müde wurden, die Bissverletzungen zu verarzten, spülten sie die kleinen Krokodile die Klos ihrer Upper East Side Apartments herunter. Die heruntergespülten Reptilien trafen sich in den Katakomben, verliebten- und vermehrten sich. Bis heute sollen in den New Yorker Abwasserkanälen Krokodile leben.

Diese Geschichte ist ganz offensichtlich ein Gerücht. Seit einem guten Jahrhundert kursiert es in- und um New York, niemand weiß, wie viel Wahrheitsgehalt in der Erzählung steckt. Ebenso wie die kleinen Krokodile in den Katakomben vervielfältigen sich diese Stadtmärchen, kreuzen sich mit anderen *oral histories*, setzen sich fort in andere Generationen und verwaschen ihre Bedeutung – jeder Mund, durch den sie gehen, jede individuelle Sprache gibt ihnen einen anderen Geschmack und eine andere Zuspitzung.

Dasselbe passiert mit Innenstädten, die immer und immer wieder auf Touristenfotos erscheinen – und sich dabei kaum merklich verändern. Ebenso wie wenn man täglich in den Spiegel schaut und deshalb die phänotypischen Veränderungen, die der eigene Körper durchschreitet, kaum wahrnimmt. Ebenso wie ein Körper tragen auch die Innenstädte von Großstädten immer mehrere Zeitebenen gleichzeitig in sich: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind, wie Walter Benjamin in seinem Passagenwerk beschreibt, immer gleichermaßen an- und abwesend.

Besonders stark zeigt sich diese Allgegenwart in den Schaufenstern – die ja eigentlich immer den neuesten Trends folgen- oder sie setzen sollten: Fast nie ist ein Schaufenster gänzlich »en vogue«, häufig spiegelt sich in dem leicht verzweifelten Versuch, die Gegenwart zu erfassen, auch ein Stück Geschichte wider: Eine Art unfallhaftes Mode-Diorama, ein Chronismus der Gegenwart. In dem Versuch der radikalen Zeitgenossenschaft ist man immer einen Moment zu spät dran.

In ihrer Ausstellung *Rabies Babies* für DAS GERICHT setzt sich Gina Fischli mit der halb-abgründigen, halb-sentimentalen Dimension der mehr oder weniger domestischen Tiere unseres Alltages auseinander und behandelt sie mit einer Art taxidermischen Sorgfalt. Katze und Maus, Möwe und Krähe werden zu mit Stoff überzogenen Skulpturen, im Gegensatz zur eher betulichen Anmutung der Arbeiten lässt der Titel sie in leicht bedrohlichem Licht erscheinen: Welche übertragbaren Krankheiten könnten die Tiere haben? Sind sie, trotz ihrer anmutigen oder niedlichen Erscheinung, vielleicht tollwütig?

Gina Fischlis Arbeiten sind eine Hommage an all die urbanen Stadtwilden, die wir, in ihrer Omnipräsenz, vergessen, die wir gar nicht mehr wahrnehmen, weil sie uns allzu vertraut sind. Frei nach Bau-drillard sind diese, manchmal in Mimikry gehüllten, Skulpturen, ebenso wie Haustiere selbst, eine Mischung aus Objekt und Subjekt: Sie sind die König:innen, die auf königlichen Kissen thronen, die ihnen manchmal fast identisch sind, sie werden zu belebten Plüschtieren.

Die »Backdrops« sind urbane Landschaftsmalereien, die, in ihrer entschieden generischen Anmutung, aufzeigen, wie sehr die sogannte »Landschaft« immer ein kulturelles Konstrukt ist: Anders als es die *En Plain Air* Malereien des 19. Jahrhunderts aussehen lassen, sind sie keine Abbilder der »wilden Natur«, sondern sind Landschaftsparks ihnen nachempfunden.

Das Generische, das ins Spezifische übergeht – und andersherum: In *Rabies Babies* werden diese Kategorien als Dichotomien obsolet, indem sie mehrfach ineinander verknüpft sind, es ist eine *Hin und Zurück Bewegung*, eine spielerische Unklarheit. Die Titel sind entweder biologische Gattungsbezeichnungen oder Eigennamen, die Katze »Gina« lässt auf ein Selbstportrait schließen, die Maus im blauen Mantel heißt »Monsieur«, was sich eher auf das Verhältnis zu Haustieren innerhalb bourgeoiser Familien bezieht. Die Malereien »NYC« und »FFM« beziehen sich, ebenso wie die Blickwinkel der Motive, auf einen touristischen Blick auf die Orte, die Abkürzungen kennen wir von Merchandise Artikeln. Im Schaufenster platziert bleibt für die Betrachtenden unklar, ob wir die Arbeiten vielleicht, wie Stehgreif-Zeichnungen oder Karikaturen in der Fußgängerzone, im Vorbeigehen erwerben können.

Ich erinnere mich, wie ich mich, als Kind, einmal auf die Perserkatze einer Freundin setzte, weil ich sie für ein Kuschtier hielt: Das (robuste) Tier erhob sich unter mir, miaute autoritär und fuhr seine Krallen aus – es war wilder und widerstandsfähiger als man es ihm zugetraut hätte. Die Bedürftigkeit der Haustiere – ganz offensichtlich nur ein Gerücht.

Letzte Woche hörte ich, beim Abendessen, ein weiteres Gerücht: Ein Mann wird von der tierlieben Richterin auf eineinhalb Jahre Haftstrafe (ohne Bewehrung) verklagt, weil er, im Streit, die Katze seiner Frau aus dem Fenster wirft. Mit ihrem spezifisch tierlieben Blick, formt die Richterin das scheinbar objektive Recht – es ist ebenso formbar wie das Gerücht, das sich durch die Stadt zieht, *oral histories becoming realities*.

For a while, crocodile

Gina Fischli (*1989) lebt und arbeitet in Zürich.

Sie hatte u.a Einzelausstellungen bei Karma International (2023); Swiss Institute, New York (2022); Neuer Essener Kunstverein, Essen (2020); DELF, Wien (2017); Forde, Genf (2016), sowie bei Soft Opening, London; SANDY BROWN, Berlin und Chapter, New York. Zu den jüngsten Gruppenausstellungen gehören die Miniatur Biennale Düsseldorf, Düsseldorf (2022); Nothing to Write Home About, Kim?, Contemporary Art Centre, Riga (2022); Winterfest, Aspen Art Museum, Aspen (2020); SculptureGarden Geneva Biennale, Genf (2020); A home is not a house, Fri Art, Fribourg (2020); The Garden, Royal Academy, London (2019); und SI ONSITE, Swiss Institute, New York (2019)